



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jordans Eddaübersetzung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Man spricht jetzt mit Vorliebe von diesem und jenem Krebschaden unsers höhern Unterrichtswesens und drängt zu tiefeinschneidenden Operationen. Auch Cauters Vorschlag bedeutet eine tief einschneidende Operation. Solchen ungestümen Drängern gegenüber hat der preussische Kultusminister am 6. März eine bemerkenswerte Ruhe an den Tag gelegt.

Was wir für jetzt von der allgemeinen Schulpolitik erwarten, das ist: daß sie für Entlastung der mittlern und dadurch auch der obern Gymnasialklassen von dem Gymnasialballast durchgreifender wirke als bisher. Und gerade das hat der preussische Minister in mehr als einer Richtung zu thun versprochen. Seien wir also getrost.

Berlin

Otto Schroeder



Jordans Eddaübersetzung



er dichterische Wert der sogenannten ältern Edda und ihre Wichtigkeit für das Studium der germanischen Götter- und Heldensage sind so allgemein anerkannt, daß eine neue Übersetzung des Buches, wenn sie von einem sprachkundigen und formgewandten Mann unternommen würde, mit lebhaftestem Danke begrüßt werden müßte. Auf diesen Dank hat leider die Verdeutschung, die Wilhelm Jordan soeben veröffentlicht hat,*) keinen Anspruch, da ihm sämtliche Eigenschaften abgehen, die zur Bewältigung einer so schwierigen Aufgabe, wie die metrische Übertragung altnordischer Dichtungen sie zweifellos ist, eine unerläßliche Vorbedingung wären.

Jordan ist an seine Arbeit mit gänzlich ungenügenden Sprachkenntnissen hinangetreten; sein Unterfangen war mindestens ebenso kühn, wie es das eines Sextaners wäre, der sich an eine Übersetzung des Persius wagen wollte. Im Texte seiner Lieder ist diese mangelhafte Vorbildung minder bemerkbar, da er sich meist auf ältere Übertragungen (namentlich auf die wörtliche lateinische der arnamagnäischen Quartausgabe) verlassen hat; wenn er sich aber einmal von dieser Paraphrase losmacht und selbständig zu sein versucht, begegnen ihm die lächerlichsten Mißverständnisse, aus denen ich nur zwei herausgreifen will.

Im ersten Liede von Helgi dem Hundingstöter, Strophe 34, wird von Sinfjotli dem Gudmund der ehrenrührige Vorwurf gemacht, daß er abends Arbeiten zu ver-

*) Die Edda. Deutsch von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., W. Jordans Selbstverlag, 1889.

richten habe, die man sonst nur den Sklaven zumutete, nämlich den Schweinen das Futter zu reichen und die Hunde zu ihrem Tranke zu locken. Nach Jordans Übersetzung gipfelt die Beleidigung darin, daß Gudmund — „zur Suppe Hündinnen melke“! In „Lokis Spottreden“ (Lokasenna), Strophe 26, muß sich Frigg von Loki sagen lassen, daß sie, obwohl sie Widhrirs Frau sei, auch den Wili und We mit ihrer Liebe beglückt habe. Jordan, der keine Ahnung davon hat, daß Widhrir nur ein Beinamen Odins ist, macht Wili und We (bekanntlich Brüder des obersten Gottes) aus Liebhabern der Frigg zu Kindern derselben und übersetzt:

Still, tadele du nicht, Tochter Gjorgyns,
die du maßlos fröhntest der Mannesminne,
und dem Wili, dem We als Widrirs Buhle
das Leben schenktest aus lüfternem Schoß.

(Der „lüfterne Schoß“ gehört zu den geschmackvollen Zuthaten des Übersetzers.)

Noch deutlicher aber tritt die Unwissenheit zu Tage, wenn Jordan in seinen Anmerkungen eine wörtliche Wiedergabe des Urtextes (einen „deckenden Abklatsch“ nach seiner eignen Bezeichnung) dem staunenden Leser darbietet. Hier hat er in seiner großartigen Ignoranz Böcke geschossen, gegen die solche Versehen, wie sie Lessing in der Horazübersetzung des Pastors Lange anstrich, harmlose Schnitzer genannt werden müssen, und einen Unsinn ans Licht gefördert, der lebhaft an das Mißgeschick erinnert, das Pagel Zarnewitz in Reuters „Dörchläuchting“ in der Vergilstunde betraf. Bekanntschaft mit dem Altnordischen ist ja leider außerhalb der engsten Fachkreise so selten, daß ich es mir versagen muß, meine Behauptung in eingehender Weise durch Beispiele zu erhärten; doch sei wenigstens zur Erheiterung derjenigen, die der Sprachkundig sind, beispielsweise auf S. 7 verwiesen, wo in der Übersetzung von Hávamál 74 ein Dativ für den Nominativ, eine männliche Adjektivform für die weibliche, ein Verbum für ein Substantiv, eine Konjunktion für eine Präposition angesehen ist (das alles in fünf Zeilen!); oder auf S. 316, wo Jordan, durch das prehendit der Kopenhagener Glosse irregeführt, das altnordische Wort hreifi (richtiger hrævi), den Dativ von hræ, „Leiche“, für ein Verbum gehalten hat, das er dann, der Lautähnlichkeit wegen, mit unserm greifen in Verbindung bringt, während umgekehrt náin (lies náir), das eine Verbalform ist, von dem Maskulinum nár, „Toter“, abgeleitet wird u. s. w. Da Jordan bei dieser kindlichen Unwissenheit in grammatischen Dingen die Wörterbücher natürlich nicht zu benutzen versteht, legt er sich auf das bequemere Raten; eine Form wie snurtu erinnert ihn begreiflicherweise an das deutsche schnüren, womit sie gar nichts zu thun hat; mæfingr, „schlanke Finger habend“, wird bei ihm zum „Mädchenfänger“, runi, „der Eber“, wird mit rún, „die Rune“, verwechselt u. s. f. Unter diesen Umständen wirkt es denn unsäglich

komisch, wenn der Übersetzer dem Dichter der *Atlakviða* „die verwegendsten Härten, Worterfindungen und Gewaltthaten gegen die Grammatik (!)“, dem Verfasser der *Hamðismál* „unerhörte Wortbildungen und grobe Sprachfehler“ vorwirft — Dinge, die lediglich bei Jordan, nicht aber in dem Urtexte zu finden sind. Daß er sich an diesem auch durch Konjekturen veründigt, die von blühendem Unsinn strotzen, wird hiernach nicht wunderbar erscheinen. In „*Öðdrunz Klage*“, Strophe 21, wird z. B. ein ganz unverdächtiges und gut erklärbares Wort (*ordhit*) angefochten und statt dessen eine Form *hordhit* eingesetzt, die von einem Verbum *hordha* herkommen soll, das Jordan einfach erfunden hat.

Dilettanten sind bekanntlich groß im Etymologisiren, und Jordan leistet auch hierin das menschenmögliche, so z. B. wenn altnordisch *if*, „Zweifel“, mit neuhochdeutsch *Eifer* kombiniert wird, *tannfé* (d. i. Zahngeschenk) mit der *Tanfana* des Tacitus, *hnipna*, „den Kopf hängen lassen“, mit unserm „knicken“ u. a. Der Name *Attila*, der von klarster Durchsichtigkeit ist (er bedeutet bekanntlich Väterchen), wird zu neuhochdeutsch „*Adler*“ in Beziehung gesetzt; in dem Ortsnamen *Nóatún*, den Jordan nicht zu erklären weiß, obwohl seine Bedeutung längst sicher ermittelt ist, soll gar der biblische *Noah* stecken u. s. f.

Jordans *A* und *D* ist, wie schon angedeutet, die Kopenhagener Edda-Ausgabe, deren letzter Band im Jahre 1828 erschien. Daß in den zwei Menschenaltern, die seitdem verflossen sind, die Wissenschaft nicht stillgestanden, sondern in der Textkritik, der Wort- und Spracherklärung, der Sagenforschung, der Grammatik und Metrik erhebliche Fortschritte gemacht hat, kümmert ihn nicht. Er führt zwar ein paarmal die grundlegende Ausgabe der Edda von Bugge an, hat es aber in keiner Weise verstanden, sie eingehend zu studiren und auszunutzen. Eine so ausgezeichnete Leistung wie Müllenhoffs Kritik und Erklärung der *Voluspá* ist für ihn nicht vorhanden, er hätte sich sonst nicht durch die kostbare Note zu Strophe 35 dieses Gedichtes eine so arge Blöße gegeben. Daß ein Strom Schwerter und Messer mit sich führen soll, geht über seinen Horizont, obwohl ein Kenner der germanischen Sage, wofür Jordan doch gelten will, es hätte wissen oder doch aus Müllenhoff hätte lernen sollen, daß bei *Saxo Grammaticus* und in der *Visio Godescalei* ebenfalls von einem solchen Flusse berichtet wird. Da die neuere Litteratur beharrlich unbeachtet geblieben ist, so sind längst abgethane Erklärungen von Jordan wieder aus dem Schutt der Vergessenheit ausgegraben worden, wie z. B. die „himmlischen Rösse“ in der fünften Strophe der *Voluspá*, die lange allen Interpreten ein Rätsel gewesen ist, bis vor einigen Jahren durch Hoffory eine ansprechende und wahrscheinlich richtige Deutung gefunden wurde.

Auf wissenschaftlichen Wert kann also die Jordansche Eddaüberfetzung nicht den geringsten Anspruch machen, aber auch als dichterische Leistung muß sie als verfehlt und geschmacklos bezeichnet werden. An Stelle der kernigen Kürze

des Originals ist ein redseliger Wortschwall getreten, wie aus einer Probe ersichtlich sein wird. Die 78. Strophe des Spruchgedichtes Hávamál lautet in wörtlicher Verdeutschung folgendermaßen:

Volle Hüden sah ich bei Sitzungs Söhnen,
nun tragen sie den Bettelstab;
so ist der Reichtum wie ein Augenzwinkern,
er ist der vergänglichste der Freunde.

Dies hat Simrock in seiner metrischen Nachbildung sehr gut wiedergegeben (wenn auch die letzte Zeile einen Reimstab zu viel aufweist):

Volle Speicher sah ich bei Fetzlings Sprossen,
die heuer am Hungertuch nagen;
Übersuß währt einen Augenblick,
dann flieht er, der falsche Freund.

Bei Jordan sind aus diesen vier Zeilen sechs geworden:

Überfüllt einst sah ich die Vorratskammern
der feinen Söhnchen des fetten Brozen,
nun wanken sie barfuß am Bettelstabe.
Ein Zucken des Lides lang ist der Zeitraum,
der in nichts zu zerrinnen genügt dem Reichtum,
den in kürzester Frist verlierbaren Freunden.

Die letzte Zeile ist absolut unverständlich. Wenn dastünde: „dem in kürzester Frist verlierbaren Freunde,“ so wäre dem Sinne nach der Urtext richtig wiedergegeben; aber wie elend prosaisch sind die Wendungen: „dem Reichtum genügt ein Augenblick, um in nichts zu zerinnen,“ „er ist der in kürzester Zeit verlierbare Freund!“ Welcher Übersetzung der Vorzug gebührt, darüber kann jeder, der nur ein Fünkchen von poetischem Gefühl besitzt, nicht einen Augenblick zweifelhaft sein.*)

Der „fette Broze“ ist wieder ein hübsches Bröbchen von Jordanschem Geschmack. Auch sonst fehlt es nicht an Wörtern, die man in einer Dichtung

*) Von allen Eddaübersehung, die wir besitzen, ist überhaupt die Simrock'sche unstreitig noch immer die beste. Jordan, der naiv genug ist, sich auf seine hinlänglich gekennzeichnete Gelehrsamkeit etwas einzubilden, legt seinem Vorgänger zur Last, daß er „durchweg nicht sowohl den Urtext, als die Interlinearversion der Kopenhagener Edda wiedergebe.“ Bekannt ist allerdings, daß Simrock vom Altnordischen nicht allzuviel verstand und deshalb sich zu eng an die genannte lateinische Übersetzung angeschlossen, von der sich Jordan zuweilen, aber stets zu seinem Unheil, freigemacht hat. Immerhin aber war Simrock soweit mit der Sprache vertraut, daß ihm so grobe Vorstöße, wie sie sich bei Jordan zu Duzenden finden, nicht begegnen konnten, und vor allem besaß er mehr Geschmack und dichterisches Talent. Nicht ungerügt darf es übrigens bleiben, daß Jordan, der die Simrock'sche Edda in einer älteren Auflage benutzte, einmal gegen einen Irrtum polemisiert, den Simrock selber schon berichtigt hatte. Das ist ein Verfahren, für das ein parlamentarischer Ausdruck erst noch gefunden werden soll.

anzutreffen nicht vermuten sollte. Um Reimstäbe zu gewinnen, hat der Übersetzer eine beträchtliche Anzahl veralteter oder dialektischer Ausdrücke verwendet, die der Mehrzahl seiner Leser durchaus unverständlich sein werden. Daß er für Ring das alte Wort „Baug“ gebraucht, mag noch angehn (es haben das andre schon vor ihm gethan); wenn man es aber wieder lebendig macht, so sollte man ihm wenigstens sein richtiges Geschlecht und seine richtige Deklination lassen (Jordan behandelt es stets als Femininum und bildet den schwachen Plural: „die Baugen“). Welcher nicht sprachkundige Leser weiß aber, was eine „Querne“ ist, auf der Jordan der Alliteration zuliebe das Mehl „quirlen“ läßt; wie vielen ist wohl das wetterauische „Wag“ für Eber bekannt oder „Zause“ für Vesper, ein slawisches Lehnwort der bairischen Mundart, das in Norddeutschland niemals ein Mensch gehört hat; oder „ruhzen“ (mittelhochdeutsch ruckezzen), wodurch das Geschnatter gewisser Vögel onomatopoeisch bezeichnet wird? Um einen Reim auf t zu erhalten, wird einmal das niederdeutsche „trecken“ gebraucht. Der niedrigsten Sphäre der Umgangssprache entstammen Wörter wie „bessleihen“, „fleckn“ (flink bei der Hand sein fleckt die Hälfte), „ergattern“ u. a. Jemand „einen Tort anthun“ ist der Sprache der Dichtung ebenfalls unangemessen. Daneben stehen Wörter aus Jordans eigener Fabrik, die hoffentlich kein „Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache“ verzeichnen wird: Ure für Ahnfrau, Schnappkloß für Köder, Arglistkasten, Ausbruchspalt, Genasführ, mannstollgemut, Schönheitsausbund, Gierpest u. s. w. Dabei sei bemerkt, daß zu diesen schönen Wortbildungen das Original kein Vorbild gab. Die Zusätze, durch die Jordan den Text erweitert, verraten sich gewöhnlich ebenfalls durch ihren Ungeschmack. So wird z. B. die Lokasenna, die schon in der Urschrift an Derbheit nichts zu wünschen übrig läßt, von ihm noch vergröbert, so z. B. in Strophe 4 seiner Übersetzung:

Sei gesagt, wenn du vorhast
das Fest zu schauen,
um die gütigen Götter
mit galligen Späßen
und Spott zu begeistern,
daß sie an dir
den Dung sich abwischen.

Den „Dung“ hat Jordan hinzugethan.

Eine Übersetzung der Edda sollte auch versuchen, dem deutschen Leser von der metrischen Technik der alten Alliterationspoesie eine Vorstellung zu geben, also die Gesetze derselben (die erst vor kurzem, namentlich durch die bahnbrechenden Untersuchungen von Sievers, aufgedeckt worden sind), soweit es sich thun läßt, beobachten. Bekanntlich sind in der Edda die rein epischen Gedichte in einem andern Metrum abgefaßt als die dialogischen und didaktischen. Die in den erstern übliche Strophe (das sogenannte fornryrdhislag) besteht aus

vier Langzeilen, von denen jede durch eine Cäsur in zwei Halbzeilen geteilt wird, die durch den Stabreim gebunden sind, z. B. Thrymskvíða 1 (nach Simrock):

Wílb wárd Wíngthor | als er erwachte
und seinen Hammer | vorhanden nicht sah;
er schüttelte den Bart | er schlug das Haupt,
allwärts suchte | der Erde Sohn.

In den Liedern der letztern Gattung wechseln dagegen zwei Langzeilen mit zwei cäsurlosen Kurzzeilen ab; für diese gilt die unumstößliche Regel, daß sie stumpfen Ausgang haben müssen. Als Beispiel für diese Strophe (den sogenannten ljóðhabáttur) wähle ich die schon oben mitgeteilte Stelle aus den Hávamál, die ich jedoch diesmal, da Simrocks Übertragung an metrischen Fehlern leidet, in eigener Nachbildung gebe:

Volle Hüden | sah ich bei Fitjungs Söhnen,
nun essen sie Bettelbrot;
Im Augenblick | kann Überfluß schwinden,
er ist der falscheste Freund.

Bei Jordan ist der Unterschied zwischen den beiden Strophenformen gänzlich verwischt: er verwendet durchweg die aus seinen Nibelungen genügend bekannten entseßlichen Klapperverse, die durch ihre öde Eintönigkeit eine so ermüdende Wirkung ausüben. Auch die Gesetze der Alliteration sind ihm (obwohl er eine Abhandlung über den epischen Vers der Germanen und seinen Stabreim geschrieben hat!) unbekannt; dafür hat er sich ein eigenes, völlig willkürliches System zurecht gemacht, das den Thatfachen geradezu ins Gesicht schlägt. Das üblichste ist in der Langzeile des fornyrdhislag die Dreizahl gleicher Anlaute, von denen zwei (die Stollen) auf die erste Halbzeile, einer (der Hauptstab) auf die zweite fallen: wie in dem logischen Syllogismus auf die zwei Prämissen nur eine Conclusio folgt, so ist auch in der altgermanischen Metrik nur ein Hauptstab zulässig, der gleichsam die Klammer bildet, durch welche die beiden Stäbe der ersten Halbzeile zusammengekeilt werden; z. B. (Voluspá 33):

der Seligen Saal | besudelt das Blut.

Daneben ist es auch erlaubt, daß in jeder Halbzeile nur ein Reimstab verwendet wird, z. B. (Voluspá 28):

gebrochen war | der Burgwall der Asen.

Endlich sind auch die Reimbindungen a b | a b und b a | a b gestattet, z. B. (Weland'slied 10):

briet am Feuer | der Värin Fleisch

(Heimholung des Hammers 13):

wild ward Freyja | sie sauchte vor Wut;

in diesen Fällen ist jedoch ebenfalls nur ein Hauptstab vorhanden, der auf der ersten Hebung der zweiten Halbzeile seinen Platz hat; der auf die zweite Hebung der zweiten Halbzeile fallende Reim bildet mit dem korrespondirenden Reime der ersten Halbzeile nur eine Nebenalliteration. Hieraus ergibt sich, daß die sogenannte „volle Stabung“ Jordans, d. h. eine Langzeile mit vier gleichen Reimstäben, in der altgermanischen Verskunst streng verpönt ist, mithin Verse, wie die folgenden, unzulässig sind:

da schüttelt' er den Schild, | da schwenkt' er den Schaft;
um die Schläfen schlingt ihm | den Schleier geschickt;
erst traf er tödlich | Thrym den Thursen;
die betagte Frau Trübsal | auch traf er zu Tode u. s. w.

Nicht minder falsch gebildet sind solche Verse, in denen jede Halbzeile nur in sich alliterirt, wie sie bei Jordan massenhaft begegnen:

in der Haut der Hände | schwellen ihm Schwielen;
ich taucht' in die Tiefe | des Reiches der Riesen;
hast du vor eine Fahrt | über Berge und Belte u. s. w.

oder Langzeilen, die nur einen Reimstab in der ersten Vershälfte, dagegen zwei in der zweiten haben, wie sie ebenfalls sehr häufig von ihm verwandt worden sind:

noch ihren bestimmten | Standort die Sterne;
Odin schoß | den Schaft in die Scharen;
gellend ertönt | des Torwards Tuba u. s. w.

Natürlich ist es auch nicht erlaubt, daß das zweite Glied eines Kompositums den Reim trägt, ohne daß das erste an der Alliteration teilnimmt, z. B.:

Vorzeitmähren | des Menschengeschlechtes;

oder daß ein Substantiv alliterirt, das ihm vorausgehende Adjektiv dagegen nicht, z. B.

nicht Sand noch See | noch kühle Salzflut

(bei Simrock richtig: nicht Sand noch See | noch salzge Woge) u. s. w.

Grammatik und Metrik sind also Jordans starke Seiten auch nicht. Aber auch seine Kenntnis der alten Götter- und Heldensagen ist sehr dürftig, was noch unverzeihlicher ist, da er es sich zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, „die heilige Halle germanischen Heldenruhms aus ihren Trümmern erstehen zu lassen.“ Schon oben wurde gelegentlich ein kleiner Beleg hierfür geliefert, großartiger noch ist die Unwissenheit, die Seite 533 in den letzten Zeilen des Buches zu Tage kommt. Zu Strophe 21 des Mühlenliedes macht Jordan folgende Anmerkung: „Mit dem Sohne der Yrsa scheint (!) Rolf Krake gemeint, dessen Mutter nach Snorros Edda Yrsa hieß und mit Adils, König von Upsala, verheiratet war. Von einer Verwandtschaft oder Verschwägerung, welche

sie berechtigt hätte, den Sohn zugleich Bruder zu nennen, ist nichts bekannt.“ Dabei wissen wir aus der Geschichte dieses Rolf Krake (Hrólfs saga kraka), die im ersten Bande der Fornaldarsögur gedruckt ist, daß König Helge mit Dlaf die Yrsa erzeugte und später diese letztere, also seine eigne Tochter, ohne sie zu kennen, zur Frau nahm. Diese Yrsa gebär ihm den Rolf, der mithin thatsächlich sowohl ihr Sohn als ihr Bruder war.

Das Vorstehende wird zur Charakteristik des Buches genügen. Eigentlich ist es diese lange Besprechung nicht wert, aber es schien nötig, an dem Dilettantismus einmal ein warnendes Exempel zu statuiren. Ob es hilft, ist freilich fraglich: wir erleben es vielleicht noch, daß die Reklame auch dieses Opus des „großen Mannes,“ dem Homer, Sophokles, Dante und Shakespeare „die Hände reichen,“ als eine Musterleistung deutscher Übersetzungskunst und deutscher Gelehrsamkeit herausstreicht.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Prachtwerk zur Geschichte der Handwerkerinnungen. Vor uns liegt ein reich ausgestatteter Großquartband, prächtig gedruckt und mit 27 Tafeln in Lichtdruck geschmückt: Die alten Zunft- und Verkehrsordnungen der Stadt Krakau. Nach Balthaser Behems Codex picturatus in der k. k. Jagellonischen Bibliothek herausgegeben von Bruno Bucher. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1889. Auch nur in dem Bande zu blättern ist schon eine Lust. Die Lichtdrucke geben Miniaturen eines Krakauer Meisters aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts wieder, welche die einzelnen Gewerbe: Bäcker, Schneider, Riemer, Goldschmiede u. s. w. bei ihrer Thätigkeit zeigen. Derartige Cyklen von Handwerkerdarstellungen giebt es aus späterer Zeit, aus dem siebzehnten Jahrhundert, mehrfach, in Holzschnitt- und Kupferstichwerken; aus so früher Zeit aber war bisher wohl hie und da eine vereinzelte Darstellung bekannt geworden, eine so vollzählige Reihe aber lag nirgends vor. Diese Bilder gewähren die anziehendsten Einblicke in die Thätigkeit der damaligen Handwerker, aber auch in die Sitten, die Trachten der Zeit und der Stadt, der sie entstammen, und sind dabei so reich an launigen Zügen aller Art, daß auch der, der gar kein gelehrtes Interesse für das Buch mitbrachte, sie mit wahrem Vergnügen betrachten würde. Die schöne, stattliche Veröffentlichung ist aber auch in ihrem Text ein wichtiger Beitrag zur deutschen Handwerksgeschichte.

Die Krakauer Universitätsbibliothek verwahrt unter ihren Handschriften auch eine mit Miniaturen geschmückte Handschrift aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Es ist ein prachtvolles Kopialbuch, worin der damalige Stadtschreiber von Krakau, Balthaser Behm, die Privilegien der Stadt, die Eidesformeln der Ratsmänner, Zunftältesten u., die sogenannte „Willfür,“ d. h. die